



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Handwerker sonst und jetzt

Weiss, August

Leipzig, 1902

1) Das Handwerk in der ältesten Zeit.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75177](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75177)

I. Der Anfang des Handwerks.

1) Das Handwerk in der ältesten Zeit.

Die ersten Menschen waren die ersten Handwerker, allerdings nur in dem Sinne, als sie gezwungen waren, durch ihrer Hände Arbeit sich die Erde untertan zu machen und über sie zu herrschen. Diese Arbeit war je nach den verschiedenen Zonen und Klimaten der Erde und je nach der Bodenbeschaffenheit der einzelnen Länder bald leichter, bald schwerer. Überall aber war das Leben der Urzeit ein entsagungsreiches, ein armseliges nach unseren heutigen Begriffen, und wir können uns recht wohl eine ungefähre Vorstellung von demselben machen, wenn wir die Verhältnisse der heute noch im Urzustande befindlichen Völker betrachten. Jedenfalls standen die vorgeschichtlichen Bewohner der nördlichen Teile Europas auf keiner höheren Kulturstufe.

Jeder Schritt vorwärts zur Unterwerfung der Natur musste dazu führen, Waffen und Geräte durch Umwandlung von Naturgegenständen herzustellen, um mit ihrer Hilfe andere dem eigenen Zweck entsprechend zu verändern, gebrauchsfähig zu machen. Natürlich waren, wie schon bemerkt, in der Urzeit die örtlich gegebenen Bedingungen massgebend für die Art und den Umfang der gewerblichen Tätigkeit. Die Grundlage derselben bildeten die vorhandenen Bodenprodukte. Das Mineralreich lieferte Steine und Ton, das Pflanzenreich Holz, das Tierreich Horn und Knochen, Felle und Wolle. Auf einer späteren Stufe der Kultur wurde Kupfer und Eisen, sowie die Mischung des ersteren mit Zink oder Zinn verwendet, ohne dass deswegen die vorhin genannten Stoffe ausser Gebrauch gekommen wären.

So einfach auch die aus diesen Stoffen gefertigten Gegenstände scheinen mögen, so sind sie doch nicht ohne Geschicklichkeit und Geschmack gefertigt und verraten künstlerische Anlage in grösserem oder geringerem Masse. Freilich können nicht alle in Gräbern und Höhlen bald da, bald dort gefundenen

Gegenstände wie Waffen, Ringe, Spangen, Urnen, Schalen der gewerblichen Tätigkeit der Urbewohner jener Gegend ohne weiteres zugewiesen werden; im Gegenteil ist wohl anzunehmen, dass viele von diesen Fundgegenständen durch den Handel nach den nördlich gelegenen Gegenden wanderten und hier weiter als Muster für die Formgebung dienten.

Immerhin ist das Geschaffene beachtenswert und erscheint uns nur dadurch erklärlich, dass bei der Gebundenheit des Einzelnen und der Familie an die Stammesgemeinschaft, bei der völligen Gleichheit der Interessen und Bedürfnisse durch weitgehende Arbeitsteilung schon schwere Aufgaben bewältigt werden konnten. Sowohl die Männer, als die Frauen und die im Kriege gewonnenen Leibeigenen hatten ihre gesonderte Pflicht; oblagen die Männer der Jagd und dem Fischfang und hatten sie die Waffen und Geräte anzufertigen, so stund das häusliche Leben mit der Sorge für Speise, Trank und Kleidung in der Obhut der Frau; die Leibeigenen aber hatten die Herde zu hüten und die Arbeiten zu verrichten, die dem Herrn unangenehm waren oder unpassend schienen.

Es erklärt sich aber auch daraus, dass von einem Hervortreten individueller Arbeit so wenig die Rede sein konnte, als von einer Geltendmachung des Rechtes der einzelnen Persönlichkeit.

Jeder Kulturfortschritt musste die Lebensgewohnheiten wandeln und so Anlass geben, neue Kräfte zu wecken und ihrer Betätigung neue Ziele zu geben. Ein solcher Fortschritt war es, als die Germanen nach langer Wanderung sich endlich sesshaft machten und, wenn auch anfangs widerwillig, zu regelmässigem Ackerbau übergingen.

Die selbsterzeugten Rohstoffe und eine Reihe freier Naturgaben wurden nun im Hause für das Haus verarbeitet. Es ist die Zeit, in der die Menschen das Korn selbst mahlen beziehentlich stampfen und ihr Brot selbst backen, wie sie auch ihre eigenen Handwerker sind; sogar ihr Wohnhaus haben sie sich selbst gebaut. Übrigens hat sich dieser Zustand, dass der Familienbedarf an Gewerbeprodukten durch den Hausfleiss gedeckt wird, bis in unsere Zeit herein in manchen Gegenden erhalten. Da und dort wird im Hause noch gesponnen, gewoben und das Gewand gefertigt; ja sogar auf das Ziehen der Lichter hat man nicht überall verzichtet und alle diese Geschäfte sind neben den eigentlichen Hausarbeiten Sache der Frauen, während der Bauer seine Ackergeräte wenn nicht anfertigt, so doch ausbessert und eine Menge kleiner Arbeiten verrichtet, wofür ihm namentlich die Winterzeit Musse genug lässt.

Soweit freilich das Haus nicht in der Lage war, Bedarfs- oder Luxusgegenstände in besserer Ausführung herzustellen, wurden solche gegen Rohprodukte von römischen Händlern eingetauscht. Römisches Gold, römischer Wein und allerlei Tand fanden den Weg in das deutsche Land und dieses lieferte dafür Bernstein, Federn, Pelze, blondes Haar, das an der Tiber Mode wurde, deutsches Vieh und deutsche Pferde.

Die Zunahme der Bedürfnisse musste übrigens auch der höheren Entwicklung der eigenen Gewerbe zu gute kommen. Der Germane begann unter Benützung fremder Muster sich mit der Anfertigung jener Gegenstände zu befassen, welche allgemein begehrt wurden und deren Herstellung höhere technische Fähigkeiten verlangte; dies waren vor allem Waffen und Geschmeide.

Wohl waren diese Arbeiten zunächst Sache des Gesindes; doch wurden die für solche Arbeiten geschickten Knechte vor anderen geschätzt. Dies geht am besten daraus hervor, dass ihnen die ältesten deutschen Gesetze aus dem 5. bis 7. Jahrhundert nach Christus besonderen Schutz angedeihen liessen. So bestimmten die salischen Gesetze für den Gold- und Eisenschmied ein Wehrgeld von 25 Schillingen gegen 12 Schillinge für den gewöhnlichen Knecht. Das alemannische Recht setzte 40 Schillinge für den Eisenschmied, 50 Schillinge für den Goldschmied fest. Bei den Westgoten war der gemeine Knecht mit 30 Schillingen, der Eisenschmied mit 50, der Goldschmied mit 100 Schillingen geschätzt.

Dieser Wertschätzung des Schmiedehandwerkes entsprach es, dass auch freie Männer dasselbe ausübten, ja dass es für einen Königssohn nicht entehrend war, wenn er sich sein Schwert selbst schmiedete, wie dies die Sage von Siegfried erzählt.

Die uns erhalten gebliebenen Reste alter Schmiedekunst, ob es sich nun um Schwert, Schild und Helm oder um kunstvolle Gewandnadeln, Ringe und silberbeschlagene Trinkhörner handelt, nötigen uns zu hoher Achtung vor der Geschicklichkeit und dem künstlerischen Sinn alter Zeiten.

Nicht weniger ist dies der Fall bei den Erzeugnissen der Töpferei. Noch ehe die Töpferscheibe bekannt war, wurden solche von den alten Deutschen in verschiedenen Formen und Farben, mit reicher wirkungsvoller Zeichnung geschmückt, hergestellt. Auch die Kunst der Holzbearbeitung war nicht gering. Die weiten Hallen der Königspaläste zeigten geschnitzte Balken mit phantastischer Nachahmung von Tier- und Menschengestalten.

Wir glauben schon in dieser Zeit wahrnehmen zu können,

wie da und dort die Tätigkeit des Handwerkers über den engen Raum des Hausbedarfes hinausgreift. An Kräften fehlt es nicht; sie müssen nur aus ihrer Gebundenheit gelöst werden, damit sie ihre handwerkerliche Tätigkeit nicht mehr als landwirtschaftlichen Nebenberuf, sondern als ihren Beruf schlechtweg ausüben können.

2) Die Handwerker der Fronhöfe.

Die Sturmflut der Völkerwanderung hatte tüchtige Führer emporgehoben; ihre Würde wurde zu einer bleibenden; ihre Gewalt mehrte sich ausserordentlich; der Herzog oder König vereinigte allmählich in seiner Hand die wichtigsten staatlichen Hoheitsrechte. Die freien Grundbesitzer waren ihm samt ihren Knechten zur Heeresfolge verpflichtet. Um den Herzog sammelte sich ein Gefolge, das in seinem Dienste Ehre und Beute zu gewinnen hoffte. Dies führte zu einem abhängigen Verhältnisse, in dem aber niemand etwas Unwürdiges sah; im Gegenteil, das Amt adelte den Mann und jeder drängte sich zu einem solchen.

Für seine Dienste wurde der Gefolgsmann in jener Zeit der Naturalwirtschaft durch die Nutzniessung eines Grundstückes entschädigt; es war ihm geliehen; daher nannte man es Lehen. Der Lehensmann schwur seinem Herrn den Treueid. Jahrhunderte lang bildete das Lehenswesen die Grundlage des germanischen Staates.

Neben dem weltlichen Grossgrundbesitz entwickelten sich frühzeitig geistliche Grundherrschaften. Wollte es auch den Glaubensboten nicht gelingen, die rauhen Sitten der Germanen zu mildern, unverdrossen arbeiteten sie an der Ausführung ihrer Kulturarbeit. Die Sitze der Bischöfe, die Abteien und Klöster wurden zu Pflegestätten der Wissenschaft und Kunst und zu Werkstätten für alle Arten erfolgreicher Kulturarbeit. So konnte es nicht ausbleiben, dass sich die Gottesdiener Hochachtung zu verschaffen wussten und dass sich die rauhesten Krieger vor ihnen beugten und ihrer Ehrfurcht durch reichliche Stiftungen und Schenkungen Ausdruck gaben. So entstand ein geistlicher Grossgrundbesitz, der dem weltlichen ebenbürtig zur Seite trat.

Der Machtbereich dieser weltlichen und geistlichen Grundherrschaften erweiterte sich beständig. Die gemeinen Freien waren nicht im stande, noch waren sie willens, dieser neuen Gestaltung der Verhältnisse hindernd in den Weg zu treten. Im Gegenteil bot sie ihnen manchen Vorteil. Die Lasten des Heerbannes und der Gerichtsfolge wurden ihnen abge-